

Michael Meyen

Wie ich meine Uni verlor

Dreißig Jahre Bildungskrieg.
Bilanz eines Ostdeutschen

Das Buch

Wissenschaft ist die Religion der Gegenwart. Wer etwas durchsetzen will, braucht die Absolution der Gelehrten. Diese Deutungshoheit macht die Universitäten attraktiv für alle, die tatsächlich etwas durchsetzen können. Dieses Buch erzählt, wie die Freiheit der Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert systematisch ausgehöhlt worden ist, und kann so auch erklären, warum viele Ältere heute Probleme mit jungen Leuten haben, die ganz anders ausgebildet wurden als sie selbst.

Der Autor

Michael Meyen – geboren 1967 in Bergen auf Rügen – wollte Sportreporter werden, hat in der DDR begonnen, Journalistik zu studieren, und ist dann 2002 Professor für Allgemeine und Systematische Kommunikationswissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München geworden. Er hat drei große Forschungsverbände als Sprecher geleitet und war so gewissermaßen mittendrin, als die alte Universität im Zeichen von Bologna, Shanghai und Politisierung beerdigt worden ist.

edition ost

Inhalt

Ein paar Sätze vorweg	7
<i>1. Auftakt</i>	
Über ein Buch, das es nicht geben dürfte	9
<i>2. Macht</i>	
Wissenschaft im neuen Wahrheitsregime	29
<i>3. Höhepunkt und Fall</i>	
Von der »Speerspitze der Forschung« zu »Prof. Dr. Kokolores«	51
<i>4. Hebel 1</i>	
Lehre und Betreuung	91
<i>5. Hebel 2</i>	
Politisierung der Forschung	109
<i>6. Hebel 3</i>	
Anreiz- und Abschreckungssysteme	131
<i>7. Ausblick</i>	
Die Universität der Gegenwart und die Gesellschaft von morgen	151
Tipps zum Nach- und Weiterlesen	165

Ein paar Sätze vorweg

Den Titel habe ich von Birk Meinhardt geborgt, einem Journalisten, Jahrgang 1959, der in den Olymp aufgenommen wurde, obwohl seine Karriere bei der *Jungen Welt* begonnen hat, dem Organ des Zentralrats der FDJ. Das Buch von Meinhardt, erschienen 2020 in diesem Verlag, heißt *Wie ich meine Zeitung verlor* und erzählt die Geschichte einer Entfremdung – geschrieben von einem Ostdeutschen, der sich trotz aller Preise und der Freiheiten, die damit verbunden waren, mehr und mehr an seine Jugend erinnert fühlte, damit in der Redaktion aber kein Gehör fand und erleben musste, dass auch in der *Süddeutschen* längst nicht alles gedruckt wird, was die Reporter draußen hören, sehen und für wichtig halten. »Welch Hilfe für heute, jenes lange Vorher«, sagt Birk Meinhardt über sein Leben in der DDR. »Ich rieche jede neue Propaganda«. Und: »Ich habe mit mir abgemacht, ungesunde und mich ewig beschäftigende Kompromisse nicht mehr einzugehen.«

Wenn der Journalismus der Ausspielort ist, der Kanal, der die Lieder verbreitet, die alle zu singen oder wenigstens zu kennen haben, dann sind die Universitäten das Produktionsstudio. Hier wird komponiert, hier werden die Musiker konditioniert und ausgesiebt. »Das ist ja alles nur noch in eine Richtung gebürstet!«, schreibt Birk Meinhardt über die *Süddeutsche Zeitung*

der späten 2010er Jahre. »Das ist ja ein Dauerzustand geworden: einer Haltung Ausdruck zu verleihen und nicht mehr der Wirklichkeit. Die Wirklichkeit um die Teile zu reduzieren, die nicht zur Haltung passen, und dafür die Teile überzubetonen, die sich mit der Haltung decken«. Ein paar Zeilen später nimmt er das Wort »Haltung« zurück. Nichts »Selbstdurchdachtes«, nichts »Selbsterarbeitetes«, nein. Die Ex-Kollegen seien eher wie »Späne«, die ihre Lage verändern, wenn der Magnet gedenkt, sich mal wieder zu drehen.

Dieses Buch entzaubert den Magneten. Ich bin acht Jahre jünger als Meinhardt, war aber trotzdem tief genug drin in der DDR, um aus dem Zusammenbruch einen Kompass zu ziehen, der wild ausschlägt, wenn Freiräume eingeschränkt und Bekenntnisse verlangt werden. Mein Thema ist die Universität. Was Birk Meinhardt bei der *Süddeutschen Zeitung* beobachtet hat, ist mir ein paar Kilometer weiter fast genauso widerfahren, an der Ludwig-Maximilians-Universität. Noch ein Ostdeutscher, ebenfalls verstrickt in das alte System, der es nach München geschafft hat und es dabei nicht bewenden lassen will, weil er weiß, was aus einer Gesellschaft wird, wenn Presse und Universitäten am Gängelband geführt werden.

Birk Meinhardt hat weitgehend auf Namen verzichtet. Ich halte das genauso. Es geht mir nicht um eine persönliche Abrechnung, sondern um das Prinzip. Ich hätte auch *Die Unterwerfung der Universitäten* auf das Cover schreiben können. Ohne das Buch von Meinhardt aber wäre ich gar nicht auf die Idee gekommen.

1. Auftakt

Über ein Buch, das es nicht geben dürfte

Wissenschaft ist die Religion der Gegenwart. Um etwas durchzusetzen, brauche ich Priester mit Professorentitel, Studien, Akademien, Ethikräte. Ohne die Weihen von Gelehrten keine Absolution. Diese Deutungshoheit macht die Universitäten attraktiv für alle, die tatsächlich etwas durchsetzen können. Große Unternehmen, Stiftungen, Parteien, überhaupt: die Politik und ihre Behörden. Dieses Buch erzählt, wie die Freiheit der Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert systematisch ausgehöhlt worden ist. Heute wird nicht mehr das untersucht, was ein Professor, seine Schüler und seine Studenten für wichtig halten. Die Neugier der Forscher ist korrumpiert worden von einem System, das mit Geld und Ruhm lockt, Abweichler brandmarkt und dem Nachwuchs von klein auf eintrichtert, dass sich Anpassung und Nachbeten besser bezahlt machen als jeder Trip ins Ungewisse.

Eigentlich dürfte ich dieses Buch nicht schreiben. Ich gehöre dazu. Ich bin Teil des Systems und habe von ihm profitiert. Niemand beißt die Hand, die ihn füttert – erst recht nicht, wenn diese Hand einst als Friedensgeste gereicht wurde. Ich bin auf der Insel Rügen auf-

gewachsen und wollte schon als kleiner Junge so werden wie Heinz Florian Oertel, ein Star des DDR-Fernsehens. Auf Rügen gab es kein TV-Studio. Also habe ich als Volkskorrespondent für die Lokalredaktion der *Ostsee-Zeitung* geschrieben, bin dort Volontär geworden und 1988 schließlich Student an der Sektion Journalistik der Karl-Marx-Universität Leipzig, der Kaderschmiede für die Propagandisten des Sozialismus.

Kurz danach ist meine Welt zusammengebrochen. Die neue hat gesagt: Mit Leuten wie dir wollen wir nichts zu tun haben. Ihr seid schuld am ostdeutschen Unglück. Der Freistaat Sachsen hat die Sektion Journalistik im Dezember 1990 abgewickelt und uns Studenten in die Wüste geschickt. Fangt von vorn an. Macht was Gescheites.

Ich war im fünften Semester und hatte schon Frau und Kind. Mit Anfang 20 standen wir buchstäblich am Abgrund. Nicht einmal elf Jahre später kam ein Ruf der Ludwig-Maximilians-Universität München. Die beste Hochschule des Landes wollte mich. Professor am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung. Ich konnte das gar nicht glauben und hätte fast Recht behalten. Der Arm der Vergangenheit ist lang, und die Akten vergessen nichts. Das ist wie beim Videobeweis im Profifußball. Was auf dem Feld harmlos wirkt und durchgewunken werden kann, wird auf dem Bildschirm und in Zeitlupe zu einem monströsen Foul. Sechs Monate hat die Prüfung bei mir gedauert. Am Ende stand eine ausgestreckte Hand, angeboten von dem Beamten, der im bayerischen Wissenschaftsminis-

terium für meine neue Alma Mater zuständig war. Auch hier machen Leute in ihrer Jugend komische Sachen, hat er sinngemäß gesagt.

Mit zwei Jahrzehnten Abstand ist kaum noch nachvollziehbar, was das seinerzeit bedeutet hat – für mich persönlich und überhaupt. Ein SED-Mitglied an der Universität München. Ein kommunistischer Agitator, Mitte 30 erst, ein Alter, in dem andere gerade anfangen, über ein Thema für ihre Habilitationsschrift nachzudenken. Diese Bundesrepublik, habe ich gedacht. Vielleicht auch nur: Bayern. Jedenfalls: Es ist doch nicht so verkehrt. Sie haben zwar aus einer Lebenszeitstelle einen Sechs-Jahres-Vertrag gemacht, okay, aber ich bin noch jung und werde mich bewähren.

Also: Es gibt sie tatsächlich, die *Liberalitas Bavariae*. Leben und leben lassen. Die Zukunft war kein Mysterium mehr. Ich würde beweisen, dass diese Berufung kein Fehler war, und mein neues Nest mit Sicherheit niemals beschmutzen.

Es geht in diesem Buch nicht um mich. Das Thema ist zu groß für irgendwelche Eitelkeiten. Wer die Universitäten beherrscht, bestimmt, wie wir leben. Die Universität ist das Nadelöhr, das jeder passieren muss, der irgendwann irgendwo etwas zu sagen haben will. Schuldirektoren und Lehrer, Staatsanwälte und Richter, Pfarrer, CEOs und Chefredakteure, Landräte, Theaterintendanten und Ärzte, Minister und Behördenleiter: Sie alle haben studiert. Selbst Oliver Kahn hat einen MBA im Bereich Management. Es gibt Ausnahmen, sogar an der Spitze einer Regierungspartei. Aber auch

diese füllige Frau nennt in ihrem Lebenslauf zwei Universitäten. Hier wird das Personal geformt, das später die Weichen für uns alle stellt. Man kann über Schule und Kitas schimpfen, über die Justiz und über die Kirche. Man kann fragen, was in der Kultur los ist, in der Politik und im Gesundheitswesen. Man kann den Kopf schütteln, wenn man Zeitung liest oder Bekanntmachungen der Ämter. Wer dem Übel auf den Grund gehen will, kommt an den Universitäten nicht vorbei. Hier wird das Fundament gelegt, auf dem alles andere wächst. Und dieses Fundament hat heute nichts mehr mit der Universität zu tun, an die sich frühere Studentengenerationen erinnern.

Vielleicht hat das der Beamte geahnt, der 2002 in München mein rettender Engel wurde. Vielleicht hat er gewusst, dass Erkenntnis Reibung braucht. Normalerweise reproduzieren sich die Akademiker selbst. Ein Professor zieht möglichst viele Schüler heran und sorgt dafür, dass sie später als Professoren seine Ideen auch dann weitertragen, wenn er längst emeritiert oder pensioniert ist. Ich kam aus dem Osten und nicht aus irgendeiner Schule. Ich hatte Journalistik studiert und nicht Kommunikationswissenschaft, das Fach, das ich nun an der Ludwig-Maximilians-Universität vertreten sollte. Dafür hatte ich schon drei akademische Ordnungen erlebt und war dabei, in die vierte einzusteigen, die gerade unter dem Namen *Bologna* heraufzudämmern begann und sich nicht nur von der DDR und den achtzehn Monaten der Selbstorganisation erheblich unterscheiden würde, die ich vom Herbst 1989 bis zum

Frühjahr 1991 in Leipzig genießen und erleiden durfte, sondern auch von allem, was die Universitäten der alten Bundesrepublik stark und attraktiv gemacht hatte. Vielleicht kann so ein Außenseiter, mag sich dieser Beamte am Salvator-Platz in München gedacht haben, vielleicht kann so ein Außenseiter nicht schaden, wenn wir gerade dabei sind, ein neues Regime zu installieren, das wenig später neben Leistungspunkten und Noten für jeden noch so kleinen Kurs auch H-Index und Impact-Faktoren, Exzellenzinitiative, W-Besoldung und Shanghai-Ranking hervorbringen sollte und damit eine ganz neue Gesellschaft.

Ich muss zugeben, dass ich all diese Reformen am Anfang mochte. Ich bin schon nach gut einem Jahr Institutsdirektor geworden und war so zuständig für die neuen Studienordnungen. Vieles erinnerte mich an das, was ich aus der DDR kannte. Es gab jetzt wieder eine Art Stundenplan und damit Klassen- oder zumindest Jahrgangsverbände. Ich dachte: Das wird der Massenuniversität den Schleier der Anonymität wegziehen und die Seminare beleben, weil Menschen, die sich kennen, eher bereit sind, sich aufeinander einzulassen als Unbekannte. Ein Irrtum, im Rückblick auch zu erklären mit dem Siegeszug der Digitalplattformen, die nicht nur einer neuen Cancel Culture den Weg ebneten, sondern auch der Angst, sich alles zu verbauen mit einem einzigen Satz oder einem Bild, festgehalten für die Ewigkeit. Ich habe sogar die Studiengebühren verteidigt, die 2007 in Bayern kamen, weil wir so Ansprechpartner einstellen konnten, die den jungen Leuten genauso wie uns

halfen, das Chaos zu ordnen. Fünf Jahre später hat der Freistaat gesagt: kein Problem. Die 500 Euro pro Semester und Student zahlen wir aus der Portokasse. Die Wölfe drehen es so, wie es gerade passt, und wer einmal mit ihnen geheult hat, bekommt schnell ein Schleudert trauma, wenn er jede Wende mitmachen will.

Am meisten entgegen kam mir der Zwang zum Publizieren. Publish or perish. Schreibe oder verpiss dich. Diese Formel ist viel älter als ich, schien aber wie für mich gemacht. Ein ausgebildeter Journalist, der beweisen wollte und musste, dass sich weder die Berufungskommission geirrt hat noch der Beamte im Ministerium. Also schrieb ich. Erst auf Deutsch und dann, als ich alle anderen überholt hatte, auf Englisch. Heute sehe ich das als Folge der Diktaturerzählung, die sich wie Mehltau über die Erinnerungen an die DDR gelegt hat, jedes ostdeutsche Leben unter einen Generalverdacht stellt und jemanden wie mich so dazu zwingt, besser sein zu müssen als gleichaltrige Westdeutsche.

Dirk Oschmann, ein Thüringer, Jahrgang 1967 genau wie ich und jetzt Literaturwissenschaftler an der Universität Leipzig, hat 2023 die Bestsellerlisten erobert mit der These, dass eine Herkunft aus dem Osten immer noch als ein Makel gesehen wird, selbst bei den Nachgeborenen. Ein Chefredakteur, der mit mir am »Roten Kloster« in Leipzig studiert hat, erzählte mir in einem biografischen Interview von seinem ersten Besuch bei einer Zeitung in Baden-Württemberg, kurz vor dem Geldumtausch im Sommer 1990. Noch dreißig Jahre später war er genervt von der Einfalt der Journalisten im

tiefsten Westen, als es um Zwänge ging, zum Beispiel durch Anzeigen oder Verleger. »Mein Ehrgeiz war ab jetzt, besser zu sein als der beste Wessi.«

Ich erwähne das auch, weil der Verdacht naheliegt, dass sich in diesem Buch jemand am System Wissenschaft abarbeitet, der nicht klargekommen ist mit den Anforderungen und nun einen Adressaten braucht, um eigene Unzulänglichkeiten mit Umständen entschuldigen zu können, die er nicht beeinflussen kann – frei nach der Fabel vom Fuchs und den Trauben. Nein, die Früchte waren süß und ich habe sie genossen. Neugier und Publikationsmenge haben mir erlaubt, drei interdisziplinäre Forschungsverbände als Sprecher zu leiten und auch sonst nahezu alles zu erreichen, was in einer kleinen Disziplin am Rande des akademischen Feldes möglich ist. Ich werde darüber im übernächsten Kapitel berichten. Sie werden sehen: Hier spricht niemand, der Frust abladen muss nach Jahren der Erfolglosigkeit. Hier spricht ein Ostdeutscher, der gegen jede Wahrscheinlichkeit an der Universität aufsteigen konnte, bis er anfang, die Narrative der Macht öffentlich in Frage zu stellen und seine akademische Reputation für die Ideen und Werte des 89er Herbstes einzusetzen.

Ich musste stutzen, als ich diesen letzten Satz noch einmal gelesen habe. Die Demos in Leipzig und anderswo haben das Rad genauso wenig neu erfunden wie die Runden Tische, die es ab Dezember 1989 für einen paar Wochen schafften, den Traum vom Mitreden und Mitbestimmen am Leben zu halten. Vielfalt ist eine journalistische Norm, die weit über einen bestimmten

Ort und eine bestimmte Zeit hinausweist. Alle Themen auf die große Bühne, alle Perspektiven auf die große Bühne – und zwar so, dass das Urteil nicht gleich mitgeliefert wird, sich die Menschen tatsächlich selbst eine Meinung bilden können und auch dann das Gefühl haben, wenigstens gehört worden zu sein, wenn sie einmal in der Minderheit sein sollten. *Auftrag Öffentlichkeit*, sagt Horst Pöttker, Jahrgang 1944, ein Medienforscher der alten Garde, der Anfang der 1990er Jahre zu uns in den Osten kam und das auf den Begriff brachte, was wir Studenten anderthalb Jahre lang diskutiert hatten. Wie sieht ein Journalismus aus, der nicht zum Diener einer Partei wird und auch nicht zum Knecht der Wirtschaft? Wie verhindern wir, vom Regen in die Traufe zu kommen?

Vermutlich verkläre ich diese Zeit. Vermutlich muss ich sie erklären, weil mir kein Mensch glaubt, was wir damals erlebt haben. Das beginnt schon mit meinem ersten Semester in der alten DDR, von dem die hegemonale Geschichtsschreibung sagt, ich sei von morgens bis abends mit Rotlicht bestrahlt worden, um die Botschaften der Partei möglichst bald in jedes Haus tragen oder bei Bedarf auch zum Geheimdienst wechseln zu können, wenn ich nicht ohnehin schon von dort bezahlt worden bin. Meine Erinnerung sagt: Das alles gab es. Viel stärker hängengeblieben sind dort aber die Debatten. Das *Neue Deutschland*? Das ist doch keine Zeitung. Die *Aktuelle Kamera*? Furchtbar. Schade um das Geld. Ich hatte gerade drei Jahre in Uniform hinter mir, zu überleben nur mit einem Ja und Amen zu allem und

jedem. Und nun das. Offene Revolte dort, wo Betonköpfe am Werk sein sollten, befeuert von Dozenten, die sagten, dass mit dem Sozialismus auch die DDR verschwinden werde, wenn sich nicht bald etwas ändere. Ich erinnere mich an hohe Tiere aus Berlin, die den Laden zur Räson bringen sollten, und an knallende Hörsaaltüren, weil vor allem ältere Semester genug hatten von den immergleichen Phrasen.

Die Universität: Das war für mich der Ort, an dem ich erwachsen werden wollte. Ich habe das damals sogar so gedacht, ohne wirklich zu wissen, was das heißt – erwachsen zu werden. Zwischen meinem Elternhaus und Leipzig liegen 500 Kilometer. Vor 35 Jahren eine kleine Weltreise. Journalistik gab es nur dort und nicht in Greifswald oder in Rostock, zwei Universitäten vor der Tür. Ich wollte eine Frau finden, einen Beruf und einen Sinn. Ich wollte wissen, wer ich bin. Mein Vater hatte oft von seiner Studienzeit geschwärmt. 22 Semester. In der Familie war das ein geflügeltes Wort. Als Jugendlicher wusste ich noch nicht, dass diese Zahl bei ihm auch für sozialen Aufstieg stand, für den Flüchtlingsjungen aus Stettin, der seinen Erzeuger nicht kannte, bei einem Bauern in Mecklenburg als ungeliebter Bastard aufgewachsen war und sich dann nach der Lehre Schritt für Schritt Bürostuhl, Dienstwohnung und Dienstauto erarbeitet hatte. Für mich waren die 22 Semester ein Versprechen. Ich würde lernen können, ohne schon produzieren zu müssen – so lange, wie ich will.

Die Universität: Das ist auch ein Moratorium im Leben. Eine Atempause und damit ein Luxus, der in

München und Hamburg teurer ist als in Ilmenau oder Saarbrücken. Ich schreibe das im Präsens, weil ich nicht lassen mag von einem Ort, der jungen Menschen erlaubt, sich umzuhören, etwas auszuprobieren und dabei wenigstens versuchsweise zu wagen, die Pfade zu verlassen, die durch die Herkunft vorgezeichnet sind. Morgens liegen bleiben, obwohl Seminar ist, eine Vorlesung abbrechen, weil die Dozentin langweilt, den lieben Gott ein ganzes Semester lang einen guten Mann sein lassen: Das alles mag für jeden, der körperlich arbeiten muss, der Inbegriff des Lotterlebens sein, es hat sich aber bewährt als Etappe auf dem Weg zu Persönlichkeiten, die nicht alles nachplappern, was man ihnen vorsetzt, und selbst entscheiden können, was gut und richtig ist, obwohl (oder gerade weil) sie wissen, dass sich manches dem eigenen Handeln auch dann entzieht, wenn Verstand und Energie im Gleichklang sind. Wer etwas Pathos mag: Demokratie braucht Mündigkeit und Urteilskraft. Wir alle brauchen eine Bildung, die über Auswendiglernen hinausgeht, über Wissenshäppchen, aufgeschnappt in winzigen akademischen Parzellen, und über einen sechsten Sinn dafür, welche Themen ich mit welchen Sprachcodes und in welcher Zeit bearbeiten muss, um von der Sonne der Macht beschieden zu werden.

Ich werde in diesem Buch beschreiben, was Bologna aus dem Schwarzbrot des Akademikers gemacht hat – aus Vorlesungen, Übungen und überhaupt allem, was Freude am Entdecken und am Leben voraussetzt. Das beginnt bei der Lust am Lesen und endet nicht bei der

Unmöglichkeit, mit einer Seminargruppe einen Termin zu vereinbaren, der nicht schon Monate vorher in das Raster des Universitätsalltags gepresst worden ist.

Er habe gehört, schrieb mir ein Student einer ganz anderen Fakultät im Coronajahr 2021, dass es früher üblich gewesen sei, auch mal ein Bier mit den Dozenten zu trinken. Dieser junge Mann hatte mich in einem Video gesehen und wollte nun wissen, ob ich für so etwas zu haben sei. Er hat dann ein Dutzend Gleichgesinnte gefunden, ein buntes Häufchen von der Philosophie über den Film bis zur Biologie, und wir hatten in meinem Büro einen Abend, der so selten geworden ist wie junge Leute, die ein Forschungsproblem nur deshalb bearbeiten, weil es sie einfach interessiert.

Erwachsen werden: Das heißt, Entscheidungen treffen und dazu stehen, wenn etwas schiefgeht. Das heißt, aus den Bahnen auszubrechen, die Eltern, Lehrer, Mentoren vorgezeichnet haben, und dabei zu wissen, dass es keine Garantie gibt für den Erfolg und dass ich das Schicksal auch dann nicht immer zwingen kann, wenn ich alles in die Waagschale werfe, was ich habe.

Raymond Unger, ein Künstler, der sich in seinen Arbeiten ganz altmodisch den eigenen Dämonen stellt, hat großartige Bücher geschrieben über dieses Paradox, das bei ihm die Namen Unverfügbarkeit und menschliche Freiheit trägt. Unger erklärt den Mangel an reifen Erwachsenen, an Menschen, die nicht einfach stillhalten, wenn ihre Freiheit beschnitten wird, mit einem Transtrauma – mit dem seelischen Schmerz, den die Weltkriegskinder an die nächsten Generationen vererbt

ISBN 978-3-89793-377-4

© 2023 edition ost Verlag und Agentur GmbH, Berlin

Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet,
dieses Werk oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg
zu vervielfältigen oder in Datenbanken aufzunehmen.

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin

Satz: edition ost

Druck: Sowa Druk, Warschau

www.eulenspiegel.com